

**Flucht, Asyl
und Schule**
Seiten 2, 4, 6 & 7

**Gegen Pegida & Co.
Aber wie?**
Seite 5

Schule ohne Rassismus
Schule mit Courage

**Mein
Coming-Out**
Seite 8

**Wege aus dem
Dschihadismus**
Seite 11

Q-rage!

Die Zeitung des größten Schulnetzwerks in Deutschland

10. Ausgabe, 2016 / 2017



Neue MitschülerInnen berichten



Geflüchteten eine Stimme geben

Fatima Meyer-Hetting

Im Jahr 2015 haben wir in unserer *Schule ohne Rassismus*-Projektgruppe die „Flüchtlingshilfe Theodor-Schwann-Kolleg Neuss“ gegründet. Unsere Studierenden engagieren sich seitdem in vielen kommunalen Unterkünften. Wir veranstalten multikulturelle Kochabende, musizieren, lernen, tanzen und reden mit unseren neuen Nachbarn. Seit den Ereignissen in der Silvesternacht in Köln wurden die Vorurteile gegen Flüchtlinge

auch in Neuss immer lauter. Als wir uns mit Geflüchteten unterhielten, entstand die Idee zu diesem Fotoprojekt. Es heißt „Vorurteile abbauen – aktiv gegen Rassismus“. Die Geflüchteten waren glücklich, dass sie einmal selbst zu Wort kommen konnten. In ihren Bildern offenbarten sie ihren Verlust, ihre Hoffnungen und Ängste, aber auch komplexe Emotionen. Die Fotos sind vor den Containern der Notunterkunft in Neuss entstanden. Gemacht hat sie die Düsseldorfer Fotografin Anne Heider.



Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

wir leben in historischen Zeiten. Noch nie in der Geschichte der Bundesrepublik sind in einem Jahr so viele Menschen nach Deutschland geflüchtet wie 2015. Unter ihnen sind viele Kinder und Jugendliche, die inzwischen auch eure Schulen besuchen. Gleichzeitig brennen Flüchtlingsunterkünfte. Und rechtspopulistische Organisationen wie Pegida und AfD schlagen aus der Verunsicherung der Menschen fragwürdiges politisches Kapital.

Krisenzeiten stellen Medienmacher vor große Herausforderungen. Die siebzehn jugendlichen Reporterinnen und Reporter dieser Ausgabe haben sie bravourös gemeistert. Mehr als zwei Monate lang haben sie in allen Winkeln der Republik recherchiert. Und sie haben Interessantes, Berührendes und auch Beunruhigendes zu berichten. Wohin treibt dieses Land? Wie werden wir in Zukunft zusammenleben? Welche Hoffnungen und Visionen haben die Jugendlichen? Und wovor haben sie Angst? Die vorliegende Ausgabe der Q-rage! gibt interessante Antworten auf diese Fragen.

Nahezu alle Artikel wurden von Schülerinnen und Schülern im Alter von 15 bis 20 Jahren verfasst. Die Q-rage! ist also eine Plattform für jugendliche Perspektiven und Debatten. Kein anderes Printformat bietet ihnen derzeit eine vergleichbar große Reichweite. Mit dieser Q-rage! feiern wir übrigens ein kleines Jubiläum: Es ist die zehnte Ausgabe. Was wir uns wünschen? Zufriedene und vor allem engagierte Schülerinnen und Schüler, Pädagoginnen und Pädagogen.

Sanem Kleff, Leiterin der Bundeskoordination

Genderneutral – ja oder nein?

Wir haben es den Schreibenden überlassen, ob sie in ihren Artikeln von Schüler_innen, Schüler*innen, SchülerInnen oder von Schülerinnen und Schülern schreiben. So viel Freiheit und Vielfalt muss sein.

„Ohne Freiheit kann man nicht glücklich sein“

In ganz Deutschland versuchen Jugendliche aus Kriegs- und Krisenländern oder aus ärmeren osteuropäischen Ländern Fuß zu fassen. Wie und wo sehen sie ihre Zukunft?

Deliah (16), Fabio (16), Hakkı (18), Jonas (18), Julia K. (18), Miriam (16), Sarah (19)

„Meine Familie und ich sind am 21. Juli 2015 aus dem Libanon mit dem Flugzeug nach Bremen gekommen. Zur Zeit gehe ich in eine Willkommensklasse, um deutsch zu lernen. Mein Traum ist, in Großbritannien zu leben und an einer Universität zu studieren. Falls das nicht klappt, möchte ich dort erst einmal arbeiten. Was ich werden will, weiß ich noch nicht.“

Sulin, 16, aus Syrien, besucht eine Willkommensklasse am Schulzentrum Walle in Bremen

„Ich bin am 19. Mai 2015 mit meiner Familie nach Deutschland geflüchtet. Wir sind kurdischer Abstammung. Meine Tante wohnt schon lange hier. Mein Wunsch ist, Medizin zu studieren – am liebsten in Amerika. Ich mag alles an dem Land: die Kultur, die Sprache, die Menschen. Nach Syrien zurück will ich auf keinen Fall. Hier können meine Familie und ich in Freiheit und Sicherheit leben. Auch werden Frauen in Syrien von vielen Männern nicht auf Augenhöhe betrachtet. Es gibt viele sexuelle Belästigungen. Natürlich kann man das auch nicht verallgemeinern. Nicht alle sind so.“

Diana, 17, aus Syrien, besucht eine Willkommensklasse am Schulzentrum Walle in Bremen

„Wenn ich groß bin, möchte ich in Deutschland Polizist werden“

„Als wir vor dem Krieg fliehen mussten, sind wir nach Deutschland gekommen. Mein Vater war der Meinung, dass es hier eine gute Bildung für mich und meinen Bruder gibt. Ihm war wichtig, dass wir eine gute Zukunft haben, in der wir frei entscheiden können, welchen Beruf wir ausüben oder wo wir leben. Diesen Traum können wir am besten in Deutschland verwirklichen. An meiner neuen Schule sind alle sehr nett zu mir. Doch manchmal finde ich es komisch, dass so viele

Leute wissen, was ich mache und wie es mir geht. Ich stehe nicht so gern im Mittelpunkt. Aber ich weiß auch, dass die Menschen mir helfen möchten und dafür bin ich sehr dankbar. Ob ich zukünftig in Deutschland oder Syrien leben werde, weiß ich nicht. Aber ich denke, dass es mir sehr gut gehen wird. Ich werde glücklich sein und über mein Leben frei entscheiden können.“

Mayer, 17, aus Syrien, besucht das Gymnasium Nepomucenum in Rietberg, NRW

„Das erste, woran ich mich erinnere, waren die vielen Spielplätze. Meinem Cousin Flavius – der mit mir gekommen ist – sind sofort die vielen Fußbälle aufgefallen. 2012 sind wir wegen besserer Aussichten nach Deutschland gekommen. Jetzt besuche ich als Rumäne mit vielen Flüchtlingen eine Willkommensklasse. Dort habe ich mich sofort sehr wohl gefühlt; ich wurde sehr gut von den anderen aufgenommen. Mir ist aufgefallen, dass sehr viele Leute denken, dass die Männer bei uns die Frauen schlecht behandeln. In Rumänien ist das eben zumindest in der älteren Generation kulturell noch so. Meine Familie vertritt diese Ansicht aber nicht. Ich möchte in Deutschland bleiben. Mein größter Traum ist, Tänzerin zu werden.“

Beatrice, 12, aus Rumänien, besucht eine Willkommensklasse an der Gesamtschule Haspe, NRW

„Ich komme aus Afghanistan, habe aber bis zum letzten Jahr im Iran gelebt. Da hat es mir auch gut gefallen, vor allem die Schule und dass wir eine eigene Wohnung hatten. Jetzt wohne ich in meinem Camp sehr viele Familien aus Afghanistan, Syrien, dem Iran und anderen Ländern. Aber die meisten dort verstehen mich wenigstens – Deutsch ist eine sehr schwere Sprache. Doch ich gehe schon in die Schule, um sie zu lernen. Wenn ich groß bin, möchte ich in Deutschland Polizist werden.“

Ali, 11, aus Afghanistan, besucht eine Schule in Würzburg und macht dort bei einem Spielprojekt mit



Unsere Ängste
Unsere Hoffnungen

Wir leben in Zeiten radikaler Umbrüche. Niemand weiß so ganz genau, wie dieses Land und unser Alltag in ein paar Jahren aussehen werden. Jugendliche der Q-Rage!-Redaktion geben Auskunft, mit welchen Gefühlen sie in die Zukunft blicken

Kathrin, 17, Königin-Mathilde-Gymnasium, Herford (NRW)

Meine Hoffnungen
Meine Hoffnung ist, dass ich in der Zukunft etwas Großes in der Welt verändern kann. Wichtig ist mir auch der berufliche Erfolg, weswegen ich gerne Diplomatin werden möchte. Ich hoffe, dass ich mit meinem Handeln und meinen Entscheidungen viele Menschen erreichen und den Lauf der Geschichte mitbestimmen kann.

Meine Ängste
In der Zukunft macht mir Angst, dass die Arbeitsbedingungen immer schlechter werden, dass es keine unbefristeten Jobs mehr gibt. Mir macht Angst, dass die Leute immer egoistischer werden und sich nur noch für die eigenen Interessen einsetzen. Dass es keine Solidarität mehr gibt.

Lucia, 18, Gymnasium Höchststadt (Bayern)

Meine Hoffnungen
Ich wünsche mir einen spannenden und spaßigen Beruf, vor allem soll er sicher und gut bezahlt sein. Und ich habe eine Art Ziel, das ich erreichen möchte und das gibt mir mehr als jede Hoffnung oder ein vager Traum. Wenn ich alt bin, möchte ich mich einmal wöchentlich mit meinen Freunden in einem Café treffen, um zu lästern. Und ich werde meinen Kindern und Enkeln peinliche

Socken stricken und sie verwöhnen. Ich muss keine Welt retten, um glücklich zu werden, dass überlasse ich sehr gerne anderen. Ich möchte nur meine eigene aufbauen und so gut es geht erhalten.

Meine Ängste
Meine größte Angst ist es, schulisch zu versagen, schlechter zu sein als andere. Vielleicht ist so eine Angst irrational und unbegründet. Sie lässt sich aber nicht einfach abstellen. In meinem Fall führt sie dazu, dass ich zwanghaft meine Noten oder meinen Notendurchschnitt ausrechne. Was aber vielleicht ein noch viel größerer Fehler ist, dass ich mich konstant mit anderen vergleiche, schaue, ob ich schlechter oder besser bin als meine Freunde oder Geschwister.

Fabio, 16, Friedrich-König-Gymnasium, Würzburg (Bayern)

Meine Hoffnungen
Wenn ich Musik mache, schöpfe ich unglaublich viel Kraft. Ich setze mich dann einfach ans Klavier und schalte vollkommen ab. Dann können auch locker ein, zwei Stunden draus werden, ganz egal – diese Zeit gibt mir immer wieder neue Kraft für den Alltag.

Hoffnung kann mir ein einfaches Lächeln geben. Es gibt für mich nichts Größeres, als ein kleines Kind, das meinetwegen glücklich ist. Sei es wegen eines Schokoriegels, wegen eines Witzes

oder weil wir einfach zusammen gesessen haben – diese Freude, die man da schenkt, die bekommt man doppelt und dreifach zurück.

Meine Ängste
Wenn ich mir die Einschränkungen bei der Pressefreiheit in Polen oder TTIP – das umstrittene Freihandelsabkommen zwischen der Europäischen Union und den USA – anschau, dann habe ich Angst, dass wir auch in Deutschland unsere Grundrechte verlieren. Ich fürchte, dass wir durch Handys und soziale Netzwerke wie Facebook den Datenschutz abschaffen. Dass wir unsere persönlichen Daten an große internationale Konzerne abgeben. Ich habe außerdem Angst, dass es immer mehr internationale Krisenherde gibt. Es kann Krieg geben, wenn die Konflikte nicht bekämpft werden.

Deliah, 16, SZ Walle (Bremen)

Meine Hoffnungen
Was mir Hoffnung gibt, ist mein Glauben. Der Glaube an das Schicksal und an Gott gibt mir die Kraft, nicht aufzugeben und das Gute in jeder schlechten Situation zu sehen – optimistisch zu sein.

Meine Ängste
Ich habe keine Angst, keinen Job zu bekommen oder allein zu sterben. Was das angeht, bin ich eher optimistisch. Aber

ich habe Angst vor einem dritten Weltkrieg oder dass Donald Trump Präsident der USA werden könnte. Dass die Menschen immer rassistischer werden und sich die Menschheit zum Negativen entwickelt.

Wenn Donald Trump Präsident wird, bedeutet es, dass viele Menschen seiner Meinung sind. Er ist gegen den Islam und gegen Migration. Das könnte sich auf die Menschen in Deutschland auswirken. Vielleicht nehmen sich dann viele ein Beispiel an Amerika – so wie sie es oft tun. Das Leben würde schwerer werden für Menschen mit Migrationshintergrund.

Julia, 18, Gesamtschule Haspe, Hagen (NRW)

Meine Hoffnungen
Für die Zukunft wünsche ich mir, dass es mehr Frieden auf der Welt gibt. Ebenso wünsche ich mir mehr Offenheit von Menschen, da sehr viele gegenüber allem Neuen verschlossen sind. Ich hoffe, dass ich weiterhin gesund bleibe und meine Ziele erreiche. Es macht mich immer wieder glücklich, wenn ich bei meinen Tieren bin.

Meine Ängste
Der schulische Druck macht mir Angst. Wenn ich das Abitur nicht schaffe, dann weiß ich nicht, was ich machen soll. Ich habe Angst, dass mir Schule und Arbeit irgendwann zu viel werden. Ich bin in

der zwölften Klasse und jobbe mehrere Tage in der Woche bei McDonalds. Ich habe Angst, in die Alkoholszene reinzurutschen, wenn ich in der Schule versage. Mir fällt es schwer, Entscheidungen zu treffen. Zum Beispiel weiß ich noch nicht, was ich studieren soll. Meine Familie ist mir sehr wichtig. Ich will auf gar keinen Fall zum Studieren von ihr wegziehen.

Miriam, 16, Gymnasium Nepomucenum, Rietberg (NRW)

Meine Hoffnungen
Für die Zukunft erhoffe ich mir, dass sich unsere Gesellschaft Stück für Stück in ein buntes Miteinander verschiedener Kulturen verwandeln wird. Ich hoffe, dass so mancher Mensch von seinen Vorurteilen befreit wird und die Veränderung mitgestalten kann. Für mich persönlich hoffe ich auf ein Leben, in dem ich frei bin und freie Entscheidungen treffen kann.

Was uns bewegt

Auffangen oder willkommen heißen

Unter den Geflüchteten sind hunderttausende Kinder und Jugendliche im schulpflichtigen Alter. Beispiele aus Nordrhein-Westfalen und Berlin zeigen, wie sie in den Schulalltag integriert werden

Jonathan (15), Julia (15), Miriam (16)

Nähezu die Hälfte der Geflüchteten sind Kinder und Jugendliche im schulpflichtigen Alter. Viele von ihnen haben bereits seit Jahren in den von Krieg und Gewalt beherrschten Ländern, aus denen sie flohen, keine richtige Schule mehr besucht. Manche haben weitere Monate oder gar Jahre auf dem Fluchtweg verbracht. In Deutschland angekommen verlieren sie erneut Zeit in Erstaufnahmeinrichtungen und werden oft erst beschult, wenn sie ihren Wohnort zugewiesen bekommen. Bei der Beschulung gehen unterschiedliche Schulen unterschiedliche Wege. Engagierte Schulen öffnen schon im Vorfeld ihre Klassenzimmer für diese Kinder und Jugendlichen und lassen sich nicht durch bürokratische Hürden abschrecken. Sie finden praktische Lösungen und heißen die neuen SchülerInnen willkommen.

„Versteht ihr denn schon ein bisschen Deutsch?“ fragt die Lehrerin. „Nein“, antwortet eines der beiden Mädchen in der letzten Reihe. Wenige Sekunden später lachen beide, so wie die anderen Kinder in der Klasse. May und Nour, beide 17 Jahre alt, besuchen erst seit kurzem das Gymnasium Nepomucenum in Rietberg. Sie sind mit ihren Familien aus Syrien und dem Irak geflüchtet und sind zwei von insgesamt vier geflüchteten Kindern an der Schule.

Nour und May verdanken es einem glücklichen Zufall, dass sie ohne viel Zeit zu verlieren, an das Gymnasium Nepomucenum kamen. Denn in Deutschland ist Bildung Ländersache und da jedes Bundesland eigene Regelungen trifft, gibt es kein einheitliches Bildungskonzept. Es ist letztendlich Glückssache, in welcher Art von Klasse geflüchtete SchülerInnen landen – und vor allem auch, wie schnell. In Hamburg beispielsweise beginnt der Unterricht bereits in der Erstaufnahmeinrichtung. Anderenorts warten Kinder oft monatelang auf ihr Recht auf Bildung.

Im Fall von Nour und May hatte ein Rietberger Bürger, der sich ehrenamtlich für Geflüchtete einsetzt, sie am Tag der offenen Tür ins Nepomucenum Gymnasium mitgebracht. Er hatte es nicht länger mit ansehen können, wie die Mädchen den ganzen Tag in der Notunterkunft herumsaßen. Die Schulleitung entschied sich schnell und unbürokratisch, die Kinder als „Gastschüler“ aufzunehmen. Nachdem der Asylantrag der Familien angenommen wurde, setzten sich die Schulleitung wie auch das Kollegium dafür ein, dass Nour und May weiterhin am Gymnasium bleiben durften.

In der Kleinstadt Rietberg in Nordrhein-Westfalen leben knapp 30.000 Einwohner und seit Anfang 2016 auch 600 Flüchtlinge. Das Gymnasium ist die erste Schule der Stadt, die eine so genannte Deutschlernklasse eingerichtet hat. Täglich stehen für die geflüchteten Kinder vier Stunden Deutsch auf dem Stundenplan. In dieser Zeit bleiben sie



Aller Anfang ist schwer: Jugendliche in einer ihrer ersten Deutschstunden

unter sich. Danach nehmen sie gemeinsam mit allen anderen SchülerInnen an Fächern wie Sport, Kunst und Musik teil. Ebenso an allen AG's der Schule, wie etwa der Gartenbau-AG oder der Tanz-AG.

Stefan Schieb findet das gut. Er ist Inklusionsbeauftragter der Schule und Ansprechpartner für die Deutschlernklasse: „Erstes Ziel unseres Konzepts ist das Erlernen der deutschen Sprache. Genauso wichtig ist aber auch der Kontakt mit den gleichaltrigen Kindern in den Regelklassen.“ Eine Herausforderung, die die Schule auf verschiedenen Ebenen zu lösen versucht: Zum einen, indem die geflüchteten SchülerInnen separaten Deutschunterricht bekommen, der auf die Bedürfnisse und Lernfortschritte zugeschnitten ist, zum anderen indem sie auf „Patenklassen“ verteilt werden. Zusätzlich werden sie regelmäßig von zwei Seniorinnen betreut, die ihnen den Alltag in Deutschland näher bringen.

Mittlerweile wird das Konzept der Rietberger Schule von der Bezirksregierung anerkannt und finanziell unterstützt. Damit können Lehrerstunden bereitgestellt werden, um den Flüchtlingskindern Deutsch beizubringen. Zuvor war es dem freiwilligen Engagement der Schulleitung und der LehrerInnen zu verdanken, dass die neuen Schüler trotz fehlendem Personal und Material beschult wurden. „Vor allem die Unterstützung der Schulleitung war sehr wichtig.

Sie stellte die Gelder für benötigtes Lernmaterial bereit, stellte Kontakte her und ermöglichte so den Schulbesuch der Flüchtlingskinder vor ihrer offiziellen Zuweisung durch die zuständigen Behörden“, betont Stefan Schieb.

Doch nicht überall in Deutschland gelingt die Einbindung von geflüchteten Kindern in den Schulalltag so vorbildlich wie in Rietberg. Denn nicht nur jedes Bundesland, sondern in gewissem Maße auch jede Schule, kann selbst über ihre Unterrichtskonzepte entscheiden. Während die einen Neuankommen in bestehende Klassenverbände hinzukommen, landen andere erst einmal in separaten Klassen. Mal heißen diese „Willkommensklassen“ (Berlin), mal „Übergangsklassen“ oder „Brückenklassen“ (Bayern), mal „Sprachlernklassen“ (Niedersachsen) oder „Auffangklassen“ (NRW).

In Berlin wurden die sogenannten Willkommensklassen im Schuljahr 2011/2012 eingeführt. Damals waren es vor allem Kinder aus Bulgarien und Rumänien, die in diesen separaten Klassen die deutsche Sprache lernen sollten. Viele von ihnen stammten aus Roma-Familien. Mittlerweile werden diese Klassen vor allem von geflüchteten Kindern aus Syrien, dem Irak und anderen Krisenländern besucht. Laut Berliner Bildungsverwaltung gab es im Februar 2016 in der Hauptstadt rund 750 Willkommensklassen mit 8.500

SchülerInnen. Diese Zahlen dürften längst wieder gestiegen sein.

An der Robert-Jungk-Sekundarschule im Innstadt-bezirk Charlottenburg-Wilmersdorf gibt es zwei Willkommensklassen. Jeweils 15 SchülerInnen zwischen 12 und 17 Jahren, vor allem aus Syrien und dem Irak, besuchen diese Klassen. Die meisten wohnen mit ihren Eltern in der nahen Flüchtlingsunterkunft. Einige von ihnen sind so genannte „unbegleitete minderjährige Flüchtlinge“. Sie sind ohne ihre Eltern nach Deutschland gekommen.

In diesen beiden Klassen gibt es täglich fünf Stunden Unterricht. Die Lehrer bringen den Schülern vor allem Deutsch bei. Etwas Mathematik, Erdkunde, Biologie, Kunst, Musik und Sport kommen hinzu. Viele seien sehr motiviert und lernten schnell, sagt die Lehrerin Elisabeth Buller, die in beiden Klassen unterrichtet. Wer hier einigermaßen schnell Deutsch lernt, kann nach einem Jahr in die Regelklasse wechseln. Doch für einige wird es wohl nicht dazu kommen. Sie haben noch nie eine Schule besucht und tun sich mit dem Lernen schwer.

Ob es gut ist, die Neuankömmlinge in getrennten Klassen unterzubringen, darüber scheiden sich die Geister. Auch unter den Aktiven von *Schule ohne Rassismus*.



Beatrice besucht eine Willkommensklasse. Ihr findet mehr über sie auf S. 2

mus – Schule mit Courage wird diese Frage kontrovers diskutiert. „Die stehen auch in der Pause immer unter sich und man weiß gar nicht, wie man sie ansprechen soll“, erzählte eine Schülerin beim Landestreffen der Berliner Courage-Schulen 2015. Eine andere fragte, wer eigentlich darauf achte, dass die geflüchteten Mitschüler aus den separaten Klassen in Regelklassen kämen, in denen sie Fächer wählen können, die ihren Begabungen entsprechen. Andere wiederum wiesen darauf hin, dass ein gemeinsamer Unterricht, angesichts der fehlenden Deutschkenntnisse, erstmal schwierig sei; getrennt könnten Geflüchtete zielgerichteter gefördert werden. Ein Pädagoge machte auf ein weiteres Problem aufmerksam: Die Lehrer der Neuen seien meist selbst neu an der Schule. Auch das erschwere manchmal die Begegnungen zwischen Regel- und Willkommensklassen.

Mit aller Gewalt gegen Rechts?

Viele Jugendliche stellen sich gegen rassistische und rechtspopulistische Bewegungen. Engagiert diskutieren sie, was bei den Protesten legitim ist, und was nicht



Wann immer sich Pegida-Anhänger in der bayerischen Landeshauptstadt versammeln, stellt sich ihnen das Bündnis „München ist bunt“ entgegen

Charlotte (17), Kathrin (17), Lucia (18)

Deutschland, so könnte man meinen, spielt gerade verrückt. Während die Regierung meistens streitet, hat sich eine rechtspopulistische Protestbewegung namens „Pegida“ gebildet, die sich mit allerlei weiteren „-gida“-Formen im ganzen Land ausbreitet. Auch in Brandenburgs Hauptstadt Potsdam, wo Anfang des Jahres die patriotischen Wutbürger unter dem kuriosen Namen „Pogida“ auftraten. Zur Unterstützung wollten auch Gleichgesinnte aus Berlin mit zwei Bussen anreisen. Doch so weit kamen sie nicht, weil sich über 600 Gegendemonstranten zusammenfanden, um mit einer Sitzblockade die Busse umzulenken. In den Medien war später von „gewaltsamen Linksextremisten“ die Rede, weil Böller flogen und es zu Auseinandersetzungen mit der Polizei kam.

Da stellt sich wie so oft die Frage, was wirklich nötig ist, um etwas gegen die neue rechte Bewegung zu tun, und wo die Grenzen liegen. Heiligt der Zweck die Mittel? Zur Frage nach der Gewaltanwendung gibt es auch unter linken AktivistInnen verschiedene Meinungen.

Matilda (17)* aus Berlin ist gegen Gewalt: „Ich habe es satt, dass all das Engagement und die Mühe, die wir in das Bekämpfen des Rechtsextremismus investieren, durch vereinzelte gewaltsame

Aktionen linker Personen zunichte gemacht wird.“ Linda (19)*, ebenfalls aus Berlin, beteiligt sich hingegen an Blockaden, bei denen Straßenschilder aufgetürmt werden, und argumentiert: „Ich finde gewisse Arten von Sachbeschädigung okay, solange keine Person davon betroffen ist. Es ist doch wichtig, dass uns mithilfe solcher Provokationen Gehör geschenkt wird. Wie oft wird schon von den fast täglichen friedlichen Demonstrationen berichtet?“ Johannes (18)* geht noch weiter. Er möchte das Recht auf Meinungs- und Versammlungsfreiheit für manche gleich ganz abschaffen: „Meiner Meinung nach ist Faschismus keine Meinung, sondern eine verbrecherische Ideologie, die nicht verbreitet werden darf und die es deshalb auch zu bekämpfen gilt. Wenn nötig auch mit aktiver Gewalt.“

Wie in Berlin überlegen sich auch in Leipzig viele Jugendliche, wie sie auf Aufmärsche und Attacken von Rechts-extremisten und Rechtspopulisten reagieren sollen. Annika*, ein Mitglied der gemäßigten linken Szene in Leipzig, die sich den Aufmärschen des Leipziger „Pegida“-Ablegers „Legida“ entgegen stellt, findet es „unheimlich wichtig, gegen Hass, Pegida und die AfD zu demonstrieren“. Aber auch „ihre Argumente sachlich zu entkräften“. Dafür gibt es das Netzwerk „Leipzig nimmt Platz“, das Gegendemonstrationen, Veranstaltungen und Aufklärungsarbeit gegen Rechtsextre-

mismus organisiert. Ebenso „NO Legida“ und das Bündnis „Refugees Welcome“, das sich für Flüchtlinge einsetzt. Für Annika sind solche Aktionen und Konzerte oder Lichterketten, aber auch Sitzblockaden legitime und hoffentlich wirksame Methoden, um „rechtsextremen Menschen zu zeigen, dass der öffentliche Raum nicht uneingeschränkt ihnen gehört“. Dabei betont Annika, dass Gewalt nie ein legitimes Mittel sein könne, um Veränderungen herbeizuführen. Ihrer Meinung nach beginnt linker Extremismus dort, wo AnhängerInnen von „Pegida“ auf Demonstrationen angegriffen oder verletzt werden. Mit Gewalt, findet Annika, könne man rechte Bewegungen nicht stoppen, weil sich die Attackierten dann weiter radikalisieren und sich „immer mehr von der demokratischen Mitte abwenden würden.“

Ähnlich denkt auch Hanna (17)* aus der Nähe von Bielefeld. Sie selbst bezeichnet sich als linksradikal und ist in der Antifa aktiv. Das so genannte Outing, bei dem persönliche Informationen wie die Adresse und der Arbeitsplatz von bekannten, gewaltbereiten Neonazis veröffentlicht werden, sieht sie zwiespältig. Hanna befürwortet aber Sitzblockaden als eine akzeptierte Form des zivilen Ungehorsams.

Sonja (17)* gehört keiner bestimmten Organisation an, nimmt aber häufig an Demonstrationen gegen Rechts teil. Sie

findet Aktionen, die durchdacht sind, einen Sinn haben und Aufmerksamkeit erregen, gut, solange dabei kein Privateigentum beschädigt oder gar zerstört wird. Schließlich könne das auch Unschuldige treffen. Als sinnlose Gewalt empfindet sie, was ihr Bruder in den 90er-Jahren erlebt habe: Zu seiner Zeit hätten die Gegendemonstranten einfach jeden verprügelt, der eine Glatze trug, obwohl sie gar nicht wussten, ob derjenige ein Nazi war oder nicht. Aktionen, die auf dieser Ebene passieren, könne sie nicht unterstützen oder befürworten, sagt Sonja.

Nach Artikel 5 und 8 im Grundgesetz, die in Deutschland die Meinungs- und Versammlungsfreiheit definieren, haben auch „Pegida“-Anhänger das Recht, für ihre Ansichten und Forderungen öffentlich zu demonstrieren. Damit alle ihre Grundrechte wahrnehmen können, hat die Polizei die Pflicht, die Demonstrationen von „Pegida“ & Co. gegen Angriffe zu schützen. Allerdings haben ihre politischen Gegner ebenso das Recht, ihnen mit friedlichen Mitteln ihre Grenzen aufzuzeigen.

Abschließend lässt sich feststellen: Auch wenn bei diesem Thema die Meinungen weit auseinander gehen mögen, heiligt in einem Rechtsstaat der Zweck nicht alle Mittel.

*Alle Namen von der Redaktion geändert

Interessiert ihr euch für Politik?

Umfrage: Jonas (18)

Fabio (16), Würzburg

Ich interessiere mich für Politik, weil wir alle davon betroffen sind und sie die einzige Chance ist, etwas am Status quo zu verbessern. Aktiv bin ich in der Schülervertretung, einer Jugendgruppe und bei den Maltesern. Ich informiere mich meist über das Internet.

Jasmin (17), Lindau

Ich finde es wichtig zu wissen, was aktuell geschieht. Ich engagiere mich in der Schule, in Vereinen, der Schülervertretung und privat helfe ich Flüchtlingen Deutsch zu lernen. Ich informiere mich hauptsächlich über Zeitungs-Apps.

Friedericke (17), Rastede

Für Politik interessiere ich mich schon, aber ich habe nicht wirklich eine Partei, mit der ich übereinstimme. Ich bin über die Schülervertretung im Gemeinderat aktiv und informiere mich meistens über die Tagesschau und Wochenzeitungen wie die Zeit.

Lana (17), Rastede

Ich interessiere mich für Politik, aber erst seit einem Jahr. Ich engagiere mich in der „AG für den Frieden“ an der KGS Rastede. Ich informiere mich viel über Facebook und Spiegel Online.



Handbuch Sekundarstufe

Das „Handbuch Lernziel Gleichwertigkeit“ stellt den Präventionsansatz von *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* vor und erklärt, wie Diskriminierung heute funktioniert.

Es richtet sich nicht nur an die Courage-Schulen, sondern an alle Schulen der Sekundarstufe und an Einrichtungen der politischen Bildung.

Es unterstützt Jugendliche, PädagogInnen und SozialarbeiterInnen bei ihrem Engagement für Vielfalt und gegen Diskriminierung und Gewalt.

nur

19,95 €

„Gerade jetzt gibt es große Chancen, gehört zu werden“

Was können Jugendliche tun, die unzufrieden sind und etwas verändern möchten? Der Politikwissenschaftler Kai Arzenheimer aus Mainz über Politikverdrossenheit, Parteien und die Freiheit sich engagieren zu können.

Jonas (18)

Q: Ist Politikverdrossenheit bei Jugendlichen ein Problem für unsere Demokratie?

Kai Arzenheimer: Politikverdrossenheit ist ein dummes Wort, weil die wenigsten verdrossen von „der Politik“ sind. Was es aber gibt, ist eine weitverbreitete Skepsis gegenüber den existierenden Parteien und Politikern. Für die Demokratie in Deutschland ist das zunächst einmal mehr eine Chance als ein

Problem: Wer jung und unzufrieden ist und etwas verändern möchte, bringt Leben in ein System, das sonst zu starr zu werden droht. Gerade jetzt gibt es große Chancen, gehört zu werden.

Warum sind viele junge Menschen nicht politisch interessiert oder engagiert?

Der konventionelle Parteienbetrieb mit seinen Tagesordnungspunkten und

Worthülsen ist für junge Menschen wenig attraktiv. Das sollte man aber nicht mit generellem Desinteresse an der Politik verwechseln. Viele junge Menschen sind ja in irgendeiner Form engagiert - in Vereinen, Initiativgruppen oder indem sie Petitionen im Internet unterstützen.

Gibt es vielleicht etwas Bestimmtes, das Sie unseren Leserinnen und Lesern gerne sagen würden?

Ja. Unser politisches System hat viele Mängel. Aber die Freiheit sich engagieren zu können, wenn einem etwas nicht passt, ohne Nachteile fürchten zu müssen, ist etwas Wunderbares. Millionen haben für diese Freiheit gekämpft, und die meisten Menschen auf der Welt müssen immer noch in Unfreiheit leben. Nutzt diese Freiheit für euch, setzt euch ein für das, was euch wichtig ist - egal wie und wo!

So engagiert sind die Courage-Schulen

10 Tipps für ein gelingendes Projekt

Wenn ihr etwas auf die Beine stellen wollt, ist es gut, vorab folgende Fragen zu bedenken:

Jonas (20)

- 1 Wie viele seid ihr? Habt ihr eure Mitschüler zum Mitmachen eingeladen?
- 2 Wer könnte euch unterstützen? Was ist mit Eltern und Lehrern? Habt ihr mit dem Direktor gesprochen (das schadet ohnehin nie)? Könnte der Pate oder die Patin wieder einmal gewonnen werden?
- 3 Gibt es vielleicht andere Schulen in der Nähe, die schon etwas Ähnliches machen? Ist eine Kooperation denkbar? Könnt ihr euch mit denen austauschen?
- 4 Plant ihr eine einmalige Aktion oder ein langfristiges Projekt? Für nachhaltige Projekte braucht es einen langen Atem. Habt ihr den?
- 5 Habt ihr Zeit und Räume für das, was ihr plant? Seid ihr zum Beispiel eine AG mit regelmäßigen Terminen an einem festen Ort?
- 6 Braucht ihr Geld? Denkt über Sponsoren nach – vom Elternbeirat über den Schulverein bis zu lokalen Unternehmen und Gewerkschaften? Oder könnt ihr Spenden sammeln – etwa beim Spendenlauf, in einer Lotterie, durch den Verkauf von Kuchen oder Refugees-Welcome-T-Shirts?
- Falls ihr ein Projekt mit Geflüchteten plant, sollten auch folgende Punkte geklärt werden:
- 7 Wie stellt ihr sicher, dass ihr etwas plant, was bei den Geflüchteten auf Interesse stößt? Wie beteiligt ihr sie von Anfang an auf Augenhöhe?
- 8 Könnt ihr euch verständigen? Braucht ihr Dolmetscher? Oder können vielleicht mehrsprachige Mitschüler helfen?
- 9 Seid ihr euch darüber im Klaren, dass Flüchtlinge nicht selten Schlimmes erlebt haben und vielleicht nicht über alles sprechen mögen? Habt ihr euch überlegt, wie ihr damit umgeht?
- Grundsätzlich gilt:
- 10 Braucht ihr professionelle Unterstützung? Die Landes- und Regionalkoordinationen von *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* arbeiten mit zahlreichen Kooperationspartnern. Sprecht sie jederzeit an; die Adressen findet ihr auf Seite 11.

IGS Helene-Lange-Schule und Oberschule Eversten, Oldenburg

Für den Wiederaufbau von zwei Schulen in Kobané veranstalteten Schüler*innen der Helene-Lange-Schule und der Oberschule Eversten aus Niedersachsen im Juni 2015 einen Spendenlauf. Sie sammelten 18.000 Euro. Im September 2015 eröffneten sieben von fünfzehn neuen Schulen in der kurdischen Stadt, davon zwei mit den Spendengeldern der Oldenburger Schulen. Das Solidaritätsprojekt wird durch eine Schulpartnerschaft mit den unterstützten Schulen weitergeführt und so der Wiederaufbau von Kobané weiter gefördert.



Kranich-Gymnasium, Salzgitter

Nach Übergriffen auf Flüchtlingsunterkünfte wollten die Aktiven des Kranich-Gymnasiums in Salzgitter mit ihrem Projekt „Coexist“ ein Zeichen für Toleranz setzen. Um ihrer Distanzierung von radikalen Organisationen wie Pegida & Co. Ausdruck zu verleihen, trugen sie ihre Botschaft (das Wort Coexist als Metallsymbol) auf den höchsten Punkt in Niedersachsen – den Wurmberg. Die Idee dahinter: das Gipfelkreuz, welches für das Christentum steht, wurde mit den Symbolen weiterer großer Weltreligionen ergänzt.

Schule am Lindenhühl, Hof

Mit einem Willkommens-Rap für geflüchtete Menschen setzten mehr als 3.000 Jugendliche in der oberfränkischen Stadt Hof ein Zeichen für Toleranz und gegen Rassismus. Initiiert wurde die Aktion von Aktiven der Schule am Lindenhühl. Sie haben den Raptext verfasst und riefen die Schulen auf, sich am Flashmob zu beteiligen. Die Schule am Lindenhühl mit dem Förderschwerpunkt „Geistige Entwicklung“ feierte am Tag des Flashmobs gleichzeitig ihre Titelverleihung zur *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage*.



August-Benninghaus-Schule, Anklam

Mit Koffern, Taschen und Luftballons zogen Schüler*innen der August-Benninghaus-Schule im vergangenen Oktober durch ihre Stadt Anklam in Niedersachsen. Die Aktion bildete den Abschluss ihres Aktionstags „Wir sind Flüchtlinge“, an dem sie sich mit den Themen Rassismus, Diskriminierung und Zuwanderung nach Deutschland auseinandergesetzt hatten. Vor allem aber wollten die Schüler*innen mit ihrem Rundgang ihre Solidarität mit den geflüchteten Menschen in ihrem Ort bekunden. Die Aufmerksamkeit war groß.

Helene-Lange-Gymnasium, Markgröningen

Angefangen hat alles mit einem Essay: Ein 15-Jähriger Schüler des Helene-Lange-Gymnasiums in Baden-Württemberg schrieb die Geschichte eines gleichaltrigen Flüchtlingsmädchens aus Afghanistan auf. Dieser Text motivierte seine Mitschüler*innen, ein Patenschaftsprojekt zu entwickeln: 85 Schüler*innen betreuen im Rahmen ihres Ganztagsunterrichts junge Geflüchtete. Täglich wird zwischen 15.30 Uhr und 17.15 Uhr zusammen Deutsch gepaukt, gespielt oder Hausaufgaben gemacht.



Käthe-Kollwitz-Gesamtschule, Mühlenbeck

Es wurde gesungen, rezitiert, gesprochen – und geschwiegen. Mit einer gemeinsamen Gedenkfeier begingen die brandenburgischen Gemeinden Mühlenbecker Land und Glienicke am 27. Januar 2016 den Holocaustgedenktag. Die Käthe-Kollwitz-Gesamtschule organisierte die Veranstaltung vor dem Gedenkstein an der Kirche in Mühlenbeck, und gestaltete das dazugehörige Programm mit dem Titel „Wider das Vergessen“. Dieses war bei einer gleichnamigen Projektwoche im vergangenen Jahr erarbeitet worden.

Rosa-Parks-Schule und andere, Herten

Eine Idee macht Schule! Bereits seit letztem Jahr fährt ein Bus gegen Rassismus durch Würzburg. Seit diesem Jahr rollt ein weiterer Courage-Bus durch Deutschland – in Herten/Nordrhein-Westfalen. Aktive von gleich drei Courage-Schulen der Stadt haben sich zusammengetan und die Außenflächen eines Linienbusses gestaltet, der für Toleranz und Weltoffenheit wirbt. Die Vestische Straßenbahn GmbH stellt einen Bus zur Verfügung. Wir gratulieren den Schüler*innen der Rosa-Parks-Schule, des Städtischen Gymnasiums Herten und der Martin-Luther-Sekundarschule zu dieser Aktion.



Fotos © Aris Papadopoulos, Daniel Trepsdorf, Max-Born-Gymnasium Neckargemünd, Marcel-Breuer-Schule, Gymnasium Füssen

Bürgelschule & Jahngymnasium, Rathenow

Im März organisierten Schüler*innen der Bürgelschule und des Jahngymnasiums gemeinsam das Konzert „Musik verbindet“ in Rathenow, Brandenburg. In Deutsch, Englisch und Arabisch hatten sie im Vorfeld einen Aufruf auf Facebook verbreitet und Musiker eingeladen, sich an dem Programm zu beteiligen. Auch die Asylunterkünfte in Rathenow haben die Schüler*innen besucht, um ihr Projekt vorzustellen. Bei dem Konzert engagierten sich Musiker, unter anderem aus Kobané, Syrien, Afghanistan und Kamerun.

Leibniz Gymnasium Dormagen

Schüler*innen der 9. Klasse stießen bei Facebook auf rassistische Aussagen ihres Brötchenlieferanten. Sie recherchierten und fanden weitere einschlägige Postings ihres Bäckers. Den Aktiven war schnell klar, dass sie dies als eine Courage-Schule nicht so einfach ignorieren wollen. Der Fall wurde ausführlich im SV-Plenum diskutiert und die Jugendlichen beantragten beim Förderverein, der die Cafeteria betreibt, den Liefervertrag mit der Bäckerei zu kündigen. Das ist inzwischen geschehen.

Sonnengrundschole, Berlin

Als Mitte März bekannt wurde, dass der siebenjährige Ayla M. und ihrer Familie die Abschiebung nach Aserbaidschan droht, formierte sich sofort Widerstand. 200 Schüler*innen der Sonnengrundschole protestierten mit selbstgebastelten Plakaten. Lauthals skandierten sie Parolen wie „Ayla muss bleiben“. „Ayla gehört zur Schule und wir beschützen unsere Schule“, erklärt eine Fünftklässlerin ihren Protest. Ob Ayla in Deutschland bleiben durfte, war bis Redaktionsschluss nicht entschieden.

Gesamtschule Haspe, Hagen

Eine Holocaust-Überlebende und ein Musiker leisten gemeinsam Erinnerungsarbeit: Als Esther Bejarano und Kutlu Yurtseven 2015 zusammen an der Gesamtschule Haspe auftraten, waren die Schüler*innen ebenso begeistert wie emotional bewegt. Mit 21 Jahren wurde Bejarano nach Auschwitz deportiert. Heute im Alter von 91 Jahren rappt Esther gemeinsam mit Kutlu von Microphone Mafia. Ihre gemeinsame Botschaft: Steht auf gegen Rechtsextremismus, Nationalismus und Rassismus!

Evangelische Schule, Köpenick

Auch an Schulen fallen Sätze wie: „Ausländer nehmen uns die Arbeitsplätze weg“. Daher veranstaltet die Köpenicker Schule jedes Jahr ein Argumentationstraining gegen rechte Stammtischparolen für alle zehnten Klassen. Darin geht es um die Entlarvung solcher Parolen mittels Ironie. Das Training macht Spaß und die Schüler*innen empfinden sich im Anschluss als schlagfertiger. Im Folgejahr schulen die Fortgebildeten Jugendlichen die nächste Generation: ein Workshop ganz von und für Schüler*innen.

Gymnasium Grafing, Grafing

Aktive des bayrischen Gymnasiums erarbeiteten zur Information ihrer Mitschüler*innen gemeinsam mit dem Bündnis „München ist bunt“ eine Ausstellung gegen Rechts. Mit Texten, Bildbeiträgen und Comics gibt die Ausstellung mit dem Titel „Rechts – Total? Normal?“ einen Überblick über die Entwicklung rechtsradikaler Bewegungen und Verbrechen seit der NS-Zeit. Zudem informiert sie über Solidaritätsbündnisse und aktuelle Entwicklungen, die auch Alltagssituationen aus Schulen aufgreifen.

Speyer gegen Rassismus

Betül (18)

Ende 2013 hatten wir zum ersten Mal die Idee, *Stadt ohne Rassismus* zu werden. Zu dieser Zeit war ich als Vertreterin des Jugendstadtrates im Bündnis für Demokratie und Zivilcourage engagiert und wir überlegten, wie wir dem geplanten Naziaufmarsch am kommenden 1. Mai entgegenzutreten könnten. Da ich an einer Courage-Schule bin, kannte ich das Format *Unsere Stadt ohne Rassismus – Unsere Stadt mit Courage* und schlug es für unsere Stadt Speyer vor.

Die Idee war geboren, dann ging es an die Umsetzung. Mit dem Bündnis und dem Jugendstadtrat hatte unsere Schule schnell wichtige politische und zivilgesellschaftliche Akteure der Stadt auf ihrer Seite. Nun mussten noch die anderen Schulen mit ins Boot. Wir luden alle Schulen aus Speyer und viele weitere Institutionen, die im Bereich Jugendarbeit tätig sind, ein – das war im Juni 2014.

Fortan trafen wir uns einmal im Monat. Wir einigten uns auf eine anderthalbjährige Projektphase, in der wir eine Antidiskriminierungsagenda aufstellen wollten. Gleichzeitig suchten wir Pat*innen. Alle beteiligten Schulen und Verbände wollten eigene Aktionen durchführen, darüber hinaus sollten auch gemeinsame Projekte stattfinden. Viele haben sich auf die Themen Flucht und Rassismus fokussiert. Es gab aber auch Schulen, die ihren Schwerpunkt auf die NS-Zeit gelegt haben, sich mit Entwicklungsländern oder Fairtrade beschäftigten. In dieser Phase haben wir uns auch regelmäßig mit der Bundeskoordination und unserer Landeskoordination in Rheinland-Pfalz ausgetauscht, die uns wertvolle Tipps für unser Vorhaben gegeben haben.

Im Oktober 2015 erhielten wir im Rahmen eines feierlichen Festaktes im Rathaus von der Bundeskoordination dann ganz offiziell den Titel „*Speyer ohne Rassismus – Speyer mit Courage*“. Doch damit wollten wir uns nicht zufrieden geben. Die Unterschriften auf der Antidiskriminierungsagenda des Stadtrates sind eine Absichtserklärung. Wir als Steuerungsgruppe sehen uns in der Pflicht, sicherzustellen, ob diesen Grundsätzen auch in Zukunft Rechnung getragen wird. Damit das nachhaltig funktioniert, muss jede Person, die aus der Steuerungsgruppe ausscheidet, eine Nachfolger*in benennen. Außerdem sollte jede Schule, die an dem Projekt teilnehmen will, sich zuerst dem Courage-Netzwerk anschließen.

Trotz des vielen positiven Feedbacks, gibt es natürlich auch immer wieder kritische Stimmen, zum Beispiel, dass immer noch Rassismus in unserer Stadt existiert. Leider stimmt das, aber wir haben nie behauptet, dass Speyer jetzt eine rassistisfreie Stadt ist. Das wird wahrscheinlich auch nie vollständig der Fall sein. Doch mit dem Titel ist unsere Stadt eine Selbstverpflichtung eingegangen: Nämlich in Zukunft gemeinsam aktiv Rassismus und anderen Formen der Menschenfeindlichkeit entgegenzutreten.

Natürlich ist das Projekt mit Zeitaufwand verbunden. Aber lasst euch nicht davon abschrecken. Wenn jeder sagen würde „Wieso ich?“, würde sich die Welt überhaupt nicht verändern. Um Veränderungen in der Gesellschaft zu schaffen, müssen wir neue Wege gehen.

Identitätsfragen

Mehr als du siehst!



Mit ihrer Plakataktion „Mehr als du siehst“ wollten die Aktiven der Gretel-Bergmann-Schule aus Hamburg deutlich machen, dass jeder Mensch eine Geschichte hat, die mit einem Blick nicht zu erkennen ist. Auf 15 Plakaten erzählten Schüler*innen und Lehrer*innen von ihren persönlichen Erfahrungen mit Zivilcourage, Rassismus oder Mobbing und zeigen, dass sie mehr sind, als wir sehen!

Sexuelle Vielfalt kommt im Unterricht zu selten vor

Lucia (18), Fabio (16)

„Ey, das ist ja voll schwul, Alter!“ Wenn der sechzehnjährige Liam solche Äußerungen hört, wird er traurig. Aber auch wütend darauf, dass die Menschen nicht ein bisschen weiter denken können. In seiner Klasse an einem Gymnasium in Würzburg ist er noch nicht wirklich geoutet. Ein paar Mitschüler – vor allem Schüler*innen – wissen aber bereits um seine Homosexualität.

Auch Jana, Schülerin in Nordbayern, zögert, sich offen zu ihrer Bisexualität zu bekennen. „Ich habe Angst dass mich dann jemand anders behandelt.“ Eigentlich sollte man doch meinen, dass im Schulunterricht nicht nur über Heterosexualität, sondern auch über Homo-, Bi- und Transsexualität – kurz LGBTI – aufgeklärt wird und so Vorurteile längst beseitigt wurden. Die Realität sieht leider anders aus. Der achtzehnjährige David meint: „Es ist immer noch ein Risiko, offen zu bekennen, dass man anders ist als die Heteronorm.“

Schule könnte viel zum Abbau von Vorurteilen beitragen. Aber unsere Recherchen in Bayern ergaben, dass an vielen Schulen im Sexualunterricht schwerpunktmäßig über geschützten Geschlechtsverkehr und Fortpflanzung gesprochen wird. Andere, ebenso wich-

tige Themen, werden kaum besprochen oder fallen ganz unter den Tisch. Auch der zwanzigjährige Richie, der vor zwei Jahren sein Abitur ablegte, hat ähnliche Erfahrungen gemacht. Abfinden wollte er sich damit nicht. Gemeinsam mit Mitschüler*innen hat er an seiner Courage-Schule im niederbayrischen Landshut einen Workshop zum Thema Homophobie und Sexismus entwickelt.

Der Workshop wurde an fünf verschiedenen bayrischen Schulen, ab der achten Klasse, mit 500 Schüler*innen durchgeführt. Auch an diesen Schulen zeigte sich, so Richie, dass die verschiedenen Sexualitäten im Unterricht – wenn überhaupt – dann nur auf Nachfrage der Schüler*innen besprochen wurden. Dies führe zu einer großen Unwissenheit. Infolgedessen werde Homosexualität, Bi- und Transsexualität von manchen als unnatürlich angesehen oder diffamiert.

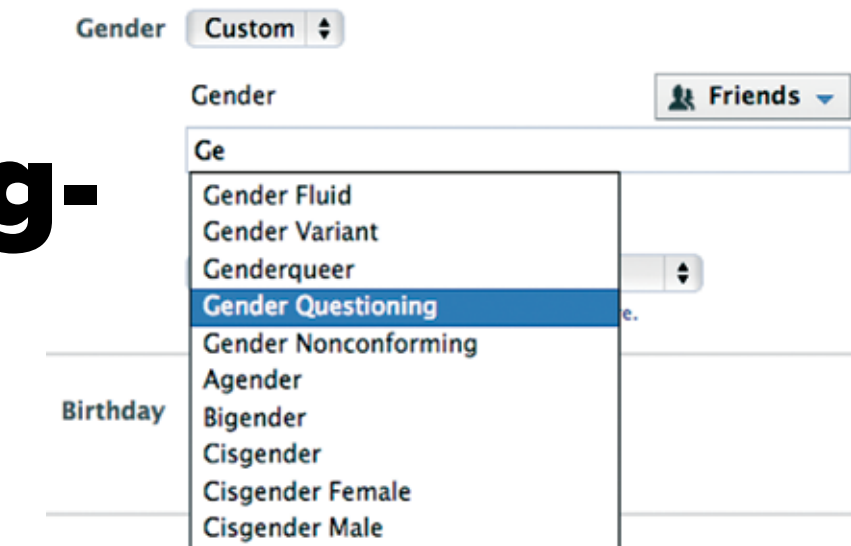
Liam ist in seinem Outing übrigens inzwischen ein Stück weitergekommen. Er berichtet: „Zunächst habe ich mich einem Freund anvertraut, dann meinen Eltern. Die haben mich umarmt. Mein Bruder stand gerade auf der Treppe und meinte nur, er habe kein Problem damit und ist weitergegangen.“

Mein Coming-Out

Sarah (19)

Mir ist schon sehr früh in meinem Leben aufgefallen, dass ich mit Männern wenig anfangen konnte. Ich hab mich schon als junges Mädchen zu Frauen hingezogen gefühlt. Doch lange Zeit habe ich das einfach nur für mich behalten. Richtig gemerkt habe ich es mit 12 Jahren, allerdings wollte ich das nicht wahr haben.

Ich habe mich fast ein Jahr lang niemandem anvertraut, da ich große Angst hatte kein Teil der Gesellschaft beziehungsweise Klassengemeinschaft mehr zu sein. In meinem schulischen Umfeld galt Homosexualität als etwas unnormales, nicht alltägliches und teils sogar ekelhaftes. Das bedrückende Gefühl war kaum auszuhalten, aber die Angst davor, mich zu outen, war größer. Doch



irgendwann hatte ich das Bedürfnis, mich jemandem anzuvertrauen. Deshalb erzählte ich es einer Mitschülerin, mit der ich mich sehr gut verstanden habe. Das Gefühl war befreiend und kaum zu beschreiben. Schnell stellte sich heraus, dass die Person mein Geheimnis nicht für sich behalten konnte und es in der ganzen Klasse rumerzählte. Ich wurde zum Gespött meiner Mitschülerinnen und Mitschüler. Alle machten sich über mich lustig.

Ich war sehr traurig, doch ich konnte mit niemandem meine Gefühle teilen. Ich habe allen erzählt, dass es nur ein Gerücht sei und nicht der Wahrheit entspreche. Irgendwann wurde dann nicht mehr darüber geredet. Diese Erfahrung hat mir den Mut genommen, mich meiner Familie anzuvertrauen und ich behielt es deshalb noch weitere drei Jahre für mich.

Mit den Jahren bekam ich immer stärker das Bedürfnis, endlich so sein zu können, wie ich bin. Ich fühlte mich in diesen Jahren sehr einsam und allein gelassen. Mit 16 Jahren habe ich mich meiner Mutter anvertraut und zum ersten Mal spürte ich ein Gefühl der Geborgenheit und des Verständnisses. Auch meine Tante und weitere Familienmitglieder hatten kein Problem damit. Das Gefühl war überwältigend und ich konnte endlich diejenige sein, die ich schon seit vier Jahren war. Doch in der Schule erzählte ich niemandem davon. Im selben Jahr habe ich die Schule gewechselt und beschlossen in meiner neuen Schule direkt offen mit meiner Homosexualität umzugehen.

Bis heute habe ich keine schlechten Erfahrungen mehr erleben müssen. Offen mit dem Thema umzugehen war das Beste, was ich machen konnte.

Cybermobbing ist mehr als beleidigen

Schülerinnen und Schüler haben genug von der Hetze im Netz. Sie entwerfen ein Präventionskonzept für die Jüngeren und führen selbst Workshops durch

Jasmin (17)

Nike Kirnbauer steht vor der Klasse 6a und fragt, was Cybermobbing ist. Der elfjährige Nikolas antwortet: „Das ist halt so beleidigen.“ Auch seine Klassenkameraden versuchen mit vagen Definitionen Nikes Frage zu beantworten. Die 17-jährige Abiturientin ist eine von vier so genannten Mediencoaches am Valentin-Heider-Gymnasium in Lindau, Bayern. Sie führen für die sechsten Klassen an ihrer Schule Workshops gegen Cybermobbing durch. Denn häufig wissen die Jüngeren nicht, wie schnell jeder selbst Opfer von Internet-Attacken werden kann.

Vier Stunden dauert so ein Präventionsworkshop. In dieser Zeit versuchen Nike und ihre drei Mitstreiter anhand von Filmen, Gruppenarbeiten oder Spielen, die Sechstklässler für die Gefahren des Cybermobbing zu sensibilisieren. Die Schüler sollen sich beispielsweise anhand eines Gedichts in die Rolle eines Cybermobbing-Opfers hineinversetzen. In der Klassenrunde wird dann über die Gefühle der Schülerin gesprochen, die das Gedicht verfasst hat.

Die Sechstklässler sollen lernen, zwischen den verschiedenen Rollen beim Cybermobbing zu unterscheiden. Das ist besonders wichtig, damit den Schülern deutlich wird, welche wichtige Funktion zum Beispiel den Mitläufern zukommt. „Von diesen hängt es ab, ob sie den Täter unterstützen oder dem Opfer helfen“, erklärt Mediencoach Sinje Obermann.

Auf dem Lindauer Valentin-Heider-Gymnasium sei es immer wieder zu

Fällen von Cybermobbing gekommen, weiß die Lehrerin Marita Ludwig zu berichten. Viele Schüler aus den jüngeren Klassen gingen zu den Streitschlichtern, wenn sich solche Fälle ereigneten. In sozialen Netzwerken wie Whatsapp oder Facebook würden oft Gruppen gegründet, die gezielt eine Person ausschließen würden, um über sie zu lästern. Doch solche Cybermobbingfälle zu lösen, das ginge über die Kompetenz der Streitschlichter hinaus, sagt Ludwig.

Deshalb haben sich letztes Jahr 20 Schüler zusammengetan und ein Präventionskonzept für die Jüngeren entworfen. Sie möchten diese ganz gezielt aufklären. Im Februar 2016 hat der erste Durchlauf für die sechsten Klassen stattgefunden.

„Ich weiß nicht, ob wir nach den Workshops direkte Erfolge erkennen können. Ob eine tatsächliche Sensibilisierung erzielt wurde, das können wir nur erahnen“, gibt sich Lehrerin Ludwig zurückhaltend. Doch als die Mediencoaches am Ende der vier Stunden die Klasse 6a fragen, wie ihnen der Workshop gefallen hat, gehen alle Daumen blitzschnell nach oben. In einer Feedback-Runde berichten die Schülerinnen und Schüler stolz von ihren hinzugewonnenen Erfahrungen und Erkenntnissen. Für die Mediencoaches scheint sich der Einsatz gelohnt zu haben.

Am Schluss kann auch der elfjährige Nikolas etwas konkreter erklären, was Cybermobbing ist: „Da gibt es einen oder mehrere Täter, ein Opfer und dann noch die Mitläufer. Die Mitläufer machen alles sogar noch schlimmer. Auch wenn sie nur zuschauen. Cybermobbing ist mehr als beleidigen. Es passiert über das Internet und geht über einen längeren Zeitraum.“

Leber, Lunge oder Niere

Wie an Schulen für Organspende geworben wird, und was SchülerInnen davon halten

Julia (15), Svenja (18)

Im Fachraum für Biologie steht ein Modell des menschlichen Körpers. Zwei Studenten zeigen auf Leber, Lunge und Niere. „Welches Organ würdet ihr spenden?“ Die Frage kommt überraschend für die Klasse. Nur wenige Schüler melden sich, der Rest ist ratlos.

Organspende ist ein wichtiges Thema für uns alle. Doch es gibt viel Ablehnung und Misstrauen. An einer Schule in Berlin klärten Studenten Schüler darüber auf. Die Studenten von der Charité hatten sich an die Evangelische Schule Köpenick gewandt, um Aufklärungsarbeit zu leisten.

Im Biologieunterricht der zehnten Klasse hielten sie einen Vortrag über Organspende, in dem die Schüler erfuhrten, welche Organe man überhaupt spenden kann, aber auch, welche Tücken es beim Organhandel gibt. So erfuhrten sie auch, dass bereits Sechzehnjährige ihre Ent-

scheidung pro oder kontra Organspende selbst treffen können. Und schon mit 14 Jahren können sich Jugendliche gegen eine Bereitschaft zur Organspende aussprechen. Am Ende der Stunde wurden Organspendeausweise ausgeteilt, von denen viele auch für Verwandte und Bekannte mitgenommen wurden.

Von den Schülern gab es durchweg positives Feedback: „Ich bin froh, dass ich jetzt aufgeklärt wurde, denn ich wusste zuvor nur wenig über Organspende“, sagte eine fünfzehnjährige Schülerin. Kritiker jedoch behaupten, Werbung an Schulen sei schlecht. Manche argumentieren, es würde die Minderjährigen belasten. Ein katholischer Religionslehrer an einer Gesamtschule meint: „Werbung für Organspende an Schulen ist schwachsinig, da die Jugendlichen unter 16 Jahren rein rechtlich diese Entscheidung überhaupt nicht treffen dürfen.“

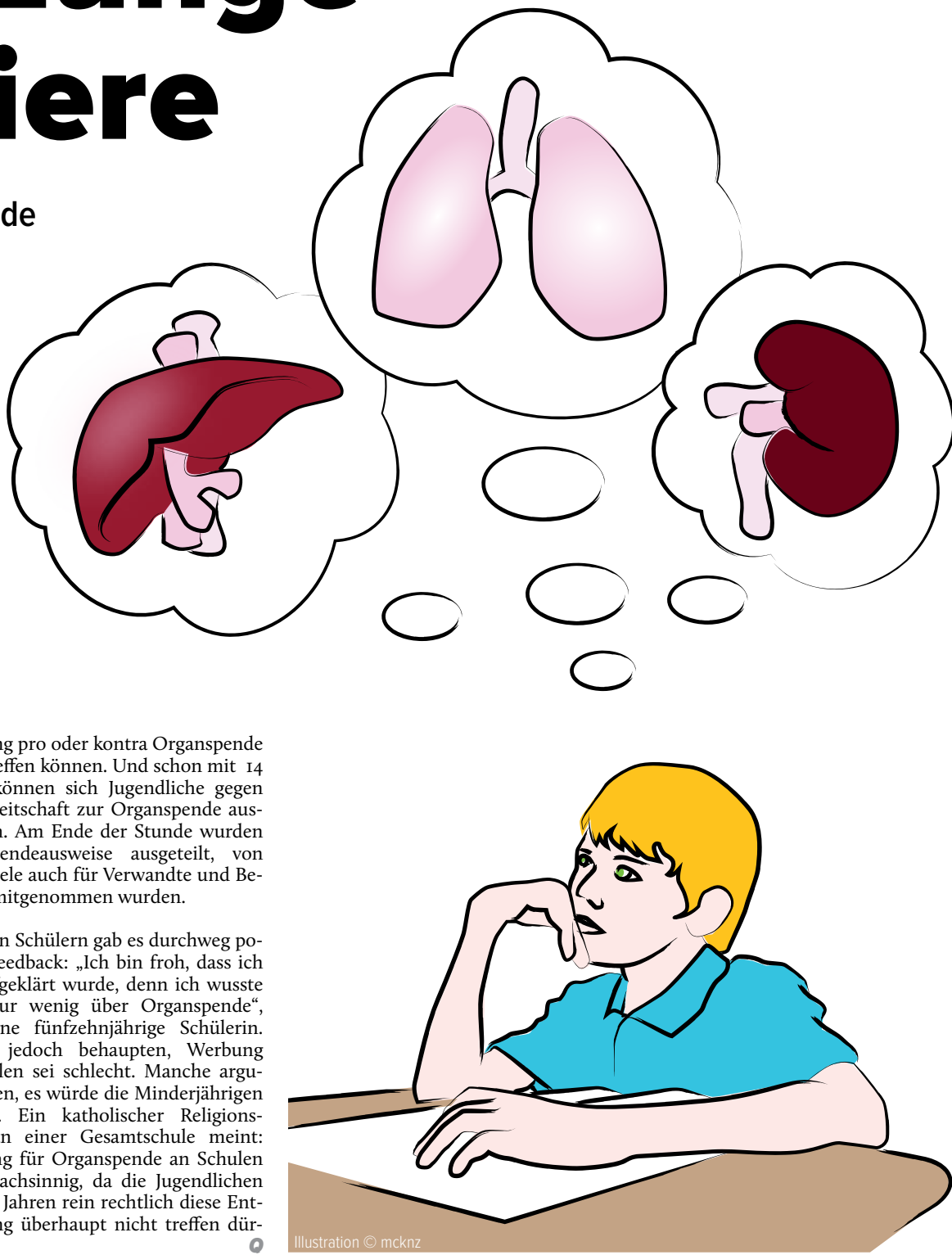


Illustration © mcknz

MacherInnen der ersten Stunde

Die Ausgabe, die ihr in den Händen halten, ist die zehnte Q-rage! Die erste wurde 2005 in Bremen und Chemnitz erstellt. Drei ehemalige Schülerredakteure erinnern sich

Ole (24)



Laura Piotrowski, 28



Hannes Grosch, 26



Gerasimos Bekas, 28

Fotos © Metin Yilmaz 2005

Als es 2005 in Bremen und Chemnitz darum ging, das Format „Unsere Stadt ohne Rassismus“ neu zu entwickeln, war Laura in Chemnitz vorn mit dabei. Als Q-rage-Redakteurin interviewte sie dann einen Neonazi-Aussteiger. Das Interview wurde in der Tageszeitung „taz“ nachgedruckt. „Das hat mich wirklich stolz gemacht“, erinnert sie sich.

Ihr Lebensweg führte sie über ein Soziologie- und Kommunikationswissenschaftens-Studium zunächst als Online-Redakteurin und heute als Projektreferentin für politische Bildung in die Amadeu Antonio Stiftung. Diese ist bundesweit gegen antidemokratische Tendenzen aktiv. *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage*, sagt sie, habe einen Grundstein für ihre heutige politische Bildungsarbeit gelegt. Ihr Erbe als aktive Schülerin hat ihre kleine Schwester angetreten: Die engagiert sich heute in genau jener SOR-AG, die Laura damals aufgebaut hat – für Demokratie, Beteiligung und Politik.

Zeitungsmachen ist echte Arbeit – das stellt bis heute jede Q-rage!-Redaktion fest. Auch Hannes erinnert sich daran: „Stundenlang haben wir über Themen und Positionen diskutiert, bis wir uns geeinigt haben.“ Vielleicht auch deswegen, sagt er, hätte man sich aber auch sehr gut kennengelernt: „Mit mehreren, die damals dabei waren, habe ich bis heute Kontakt.“

Das Engagement für *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* weckte auch ein tiefes politisches Interesse. Heute sitzt er für die SPD im Stadtteilbeirat in Bremen-Gröpelingen. Hannes machte seinen Stadtteil 2007 gemeinsam mit anderen zu einem „Stadtteil gegen Rassismus“. Studiert hat er Politikmanagement; zurzeit sitzt er an seiner Masterarbeit. Freiberuflich leitet er Seminare für junge Menschen. Was er sich sonst seit Q-rage!-Zeiten für immer gemerkt hat: „Ich werde nie den Mund halten, wenn vermeintliche Mehrheiten auf Minderheiten rumhacken!“

In dem Artikel „Rechte in Schneewittchens Cafe“, den Gerasimos für die erste Q-rage! schrieb, erinnerte bestenfalls der Titel an ein Idyll. Ansonsten spürte Gerasimos einem Cafe im Spessart nach, dessen Wirtin aufgegeben hatte, nachdem es zum Treffpunkt der rechten Szene geworden war. Das habe ihm, die erste richtige Leserschaft verschafft; und Post aus Dortmund, Frankfurt und Leipzig: „Das war ein tolles Gefühl, dass andere SchülerInnen mit dem, was ich schrieb, etwas anfangen können.“

Und so nahm er nicht nur an mehreren Ausgaben der Q-rage! teil. Er blieb auch dem Schreiben treu: Gerasimos arbeitet heute als Autor und Theatermacher in Athen. Bevor er dort hinzog, brachte er die Landeskoordination Bayern von *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* in Schwung. Das Projekt, sagt er, sei für ihn auch „Familie“. Mit Menschen, die „einem das Gefühl geben, nicht auf verlorenem Posten zu kämpfen und nicht allein zu sein.“

Vermischtes

Pro

Julia (15)

Ich finde, ein klarer Vorteil der frühen Aufklärung an Schulen ist, dass die Schüler von Anfang an genau lernen, was ihre Möglichkeiten bei der Organspende sind, aber auch, dass sie sich dagegen entscheiden können. Ich halte das für sehr sinnvoll, da bisher auch viele Erwachsene gar nicht über das Thema Bescheid wissen. Das wird so verhindert. Außerdem betrifft das ja auch jüngere Schüler, da man bereits ab 14 beziehungsweise 16 Jahren Entscheidungen zur Organspende treffen kann. Statt keine Ahnung zu haben und sich von anderen beeinflussen zu lassen, kann man sich so seine eigene Meinung bilden. Die Studenten zwingen einen schließlich nicht dazu, seine Organe zu spenden. Sie verbreiten nur Wissen. Das finde ich gut. Ich denke, dass die Kritiker die Sache zu eng sehen. In der zehnten Klasse, also mit 15 oder 16, ist man meiner Meinung nach auch alt genug, um sich darüber Gedanken zu machen.

Contra

Svenja (18)

Ich finde, dass die Werbung für Organspende nicht an Schulen gehört. Eine Schule sollte generell immer ein neutrales Gebiet sein. Also sollte es Aufklärung geben, aber keine Werbung und Verteilung von Ausweisen, die Minderjährige vor so eine große Entscheidung stellen. In dem Alter steckt das Leben noch so voller Entwicklung und Entscheidungen. Die Pubertät spielt auch eine Rolle.

Sollten Jugendliche sich einen Organspendeausweis geben lassen, um den stark religiösen Eltern eins auszuweichen? Das ist doch in keinem Fall Sinn des Ausweises. Im Gegenteil, die Eltern sollten in so jungen Jahren in die Entscheidung einbezogen werden. Sie sollten ihre Kinder beraten und vielleicht auch überzeugen zu warten, bis man sich wirklich reif genug fühlt, um über seinen Körper zu entscheiden.

Mit 14 Jahren sollten Jugendliche sich nicht mit dem Tod beschäftigen müssen, sondern auf das Leben freuen. Ihr Leben! Man legt die Grundsteine, um seine Zukunft aufzubauen und sollte sich am Anfang des Lebens noch nicht ausgiebig Gedanken über das Ende machen. Außerdem können sich die meisten in dem Alter auch über die Frage des Glaubens noch nicht ganz sicher sein. Ist es mit meinem Glauben vereinbar? Wer weiß das schon? Ich jedenfalls habe das mit 14 noch nicht gewusst.

Der Kurdenkonflikt

Kurden

Allgemeines
Nach Arabern, Türken und Persern sind die Kurden die viertgrößte ethnische Gruppe im Nahen Osten. Ihr traditionelles Siedlungsgebiet erstreckt sich vom Südosten der Türkei über Teile des Irans, des Iraks und Syriens. Die Region wird historisch als Kurdistan bezeichnet, damit ist es aber kein international anerkannter Staat mit fest umrissenen Grenzen. Seit dem Ende des Osmanischen Reichs kämpfen viele Kurden für einen unabhängigen Staat. Oder zumindest für die Anerkennung ihrer kulturellen Rechte, die nicht überall garantiert sind. Im Norden des Irak gibt es mittlerweile eine selbst verwaltete autonome Region Kurdistan. Diese kommt dem Traum der Kurden von einem eigenen Staat am nächsten.

Zahlen
Weltweit wird die Zahl der Kurden auf etwa 30 Millionen geschätzt. Von ihnen leben 17 Millionen in der Türkei, der Rest verteilt sich auf die angrenzenden Länder. Mittlerweile leben etwa eine Million Kurden in Deutschland. Die meisten stammen aus der Türkei. Sie werden aufgrund ihrer Staatsangehörigkeit oft als Syrer, Türken, Iraker oder Iraner wahrgenommen. Der Rapper Haftbefehl und die Sängerin Helly Luv haben kurdische Wurzeln.

Religion
Die meisten Kurden sind sunnitische Muslime. Daneben gibt es unter ihnen religiöse Minderheiten wie Aleviten oder Jesiden. Es gibt auch christliche oder jüdische Kurden.

Sprachen
Es gibt keine einheitliche kurdische Sprache, sondern verschiedene Dialekte. Das sogenannte Kurmandschi ist davon am weitesten verbreitet.

Kultur
Auch wenn die Kurden weder durch eine Religion noch durch eine gemeinsame Sprache zusammengehalten werden, fühlen sich viele durch ihre Herkunft und Traditionen miteinander verbunden. Die wichtigste davon ist das kurdische Neujahrs- und Frühlingsfest Newroz, das jedes Jahr am 20. oder 21. März von Kurden in aller Welt begangen wird. Viele andere Kulturen im Nahen Osten feiern dieses Fest zu Frühlingsbeginn ebenfalls. Für viele Kurden symbolisiert das Newroz-Fest auch den Widerstand gegen Unterdrückung.

Die PKK
Die Untergrundorganisation kämpft seit 1984 politisch und mit Waffengewalt für politische Autonomie kurdisch besiedelter Gebiete in der Türkei. Die PKK (Arbeiterpartei Kurdistan) verübte dafür auch Anschläge auf militärische und zivile Ziele. Sie wird deshalb von der Türkei, der EU, den USA und von Deutschland als terroristische Vereinigung eingestuft. Der Konflikt hat allein in den 1990er-Jahren auf beiden Seiten tausende Todesopfer gefordert. Millionen Menschen wurden aus der Region vertrieben. Nach einer Phase der Annäherung und eines Friedensprozesses spitzt sich der Konflikt inzwischen wieder zu.

HDP
Die HDP (Demokratische Partei der Völker) ist gegenwärtig die politische Partei, die sich in der Türkei am stärksten für die Rechte der kurdischen Minderheit einsetzt. Sie wurde 2012 gegründet und ist eine moderne, demokratische Partei. Bei den letzten Parlamentswahlen in der Türkei im Jahr 2015 erzielte sie über 13 Prozent der Stimmen.

Jasmin (17)



ES REICHT!

Warum ich so wütend bin! Ein junger Deutschkurde aus Bremen klagt über die Hetze türkischer Nationalisten im schulischen Alltag

Hakki (18)

Meine Schule hat eine „AG Schule ohne Rassismus“. Dort setzen wir uns seit Jahren gegen Rassismus ein. Ich bin vor kurzem aus dieser AG ausgetreten, weil einige der Schüler, mit denen ich mich dort engagiere, sich wie türkische Nationalisten aufführen. Sie hetzen auf dem Schulhof gegen Kurden, gegen Armenier und gegen alle, die sich für die Minderheiten in der Türkei einsetzen. Ich frage mich, wie können sich Schüler*innen, die sich für Demokratie, Freiheit und Frieden einsetzen, so äußern? Woher kommt dieser nationalistiche Mist in deren Köpfen? Werden meine Mitschüler*innen von den Eltern indoktriniert, von den türkisch-nationalistischen Medien, die jeden Kurden, der die Türkei kritisiert, als „Terroristen“ bezeichnen?

Ihr meint, ich reagiere zu empfindlich? Wenn ihr wissen wollt, warum, dann hört meine Geschichte:

Es ist das Jahr 1993 – ich bin noch nicht geboren. Meine Eltern leben im Südosten der Türkei – von vielen Kurden auch Nordkurdistan genannt. Das türkische Militär kämpft gegen die PKK, die kurdische Untergrundorganisation. Diese militärischen Auseinandersetzungen kosteten bereits Zehntausende Menschen das Leben und verwüsteten die Heimat meiner Familie. Dörfer werden niedergebrannt, Menschen verhaftet und gefoltert. Meine Eltern fliehen. Auf der Flucht wird meine älteste Schwester geboren. Viermal versuchen meine Eltern in Deutschland Asyl zu erhalten. Dreimal werden sie wieder in die Türkei abgeschoben. In das Land, in dem Kurden diskriminiert, verfolgt und bisweilen auch getötet werden.

Seit über 20 Jahren leben meine Eltern nun in Deutschland - in Frieden. Hier wurde ich vor achtzehn Jahren in einem Flüchtlingswohnheim geboren. Hier möchte ich leben. Aber zur Ruhe komme ich nicht. Denn der nationalistiche Hass, der Leid über meine Eltern brachte und sie aus ihrer Heimat ver-

trieb, holt auch mich in Deutschland immer wieder ein.

„Ne mutlu Türküm diyene“ – „Glücklich derjenige, der sich als Türke bezeichnet“ heißt es durch die Schule. Und das mitten in Bremen. Türkischstämmige Mitschüler skandieren eine Parole, die in der Türkei – auch in Schulen – allgegenwärtig ist. Wisst ihr eigentlich, was ihr da ruft? Für mich ist das eine nationalistische Parole, weil sie andere ausschließt und diskriminiert: die Kurden, Armenier, Griechen und andere Minderheiten in der Türkei. Sie verletzt mich.

Warum macht ihr gemeinsame Sache mit türkischen Ultranationalisten, die sich „Osmanen“, „Atatürken“ oder „Graue Wölfe“ nennen? Warum findet ihr die toll? Was habt ihr mit jenen zu schaffen, die auf eine gewalttätige Geschichte stolz sind? Die leugnen, dass bei der Gründung der türkischen Republik Kurden unterdrückt und Massaker an ihnen verübt wurden. Die Jahrzehnte die kurdische Sprache, Kultur und Identität verboten haben; geleugnet haben, dass

es Kurden überhaupt gibt. Darauf seid ihr stolz und beklagt euch im gleichen Atemzug über deutsche Nationalisten, die euch in Bremen und anderswo diskriminieren? Wie verlogen ist das denn?

Es gäbe so viel über Unrecht und Gewalt zwischen Türken und Kurden zu erzählen, aber ich befürchte, ich erreiche euch nicht, euren Verstand nicht, eure Herzen nicht. Als der türkische Präsident Erdoğan Friedensverhandlungen mit der PKK aufgenommen hatte und den Kurden die Gleichstellung versprach, die Benutzung der kurdischen Sprache in Schulen und mehr Selbstbestimmung, da wart ihr aufgebracht. Wütend. Aggressiv. „Das ist unser Land!“, habt ihr gerufen. Nun wird wieder gekämpft. Wieder sterben Menschen.

Seid ihr jetzt zufrieden? Seid ihr jetzt glücklicher? Ich bin es nicht. Ich bin enttäuscht – auch von meiner Regierung in Deutschland. Damit Erdoğan für die EU die Grenze gegen Flüchtlinge sichert, hält Europa den Mund. Sind jetzt all die vielen Toten vergessen? *Êdî bese! Es reicht!*



Umfrage: Was fällt dir zu Kurden ein?

Jasmin (17)

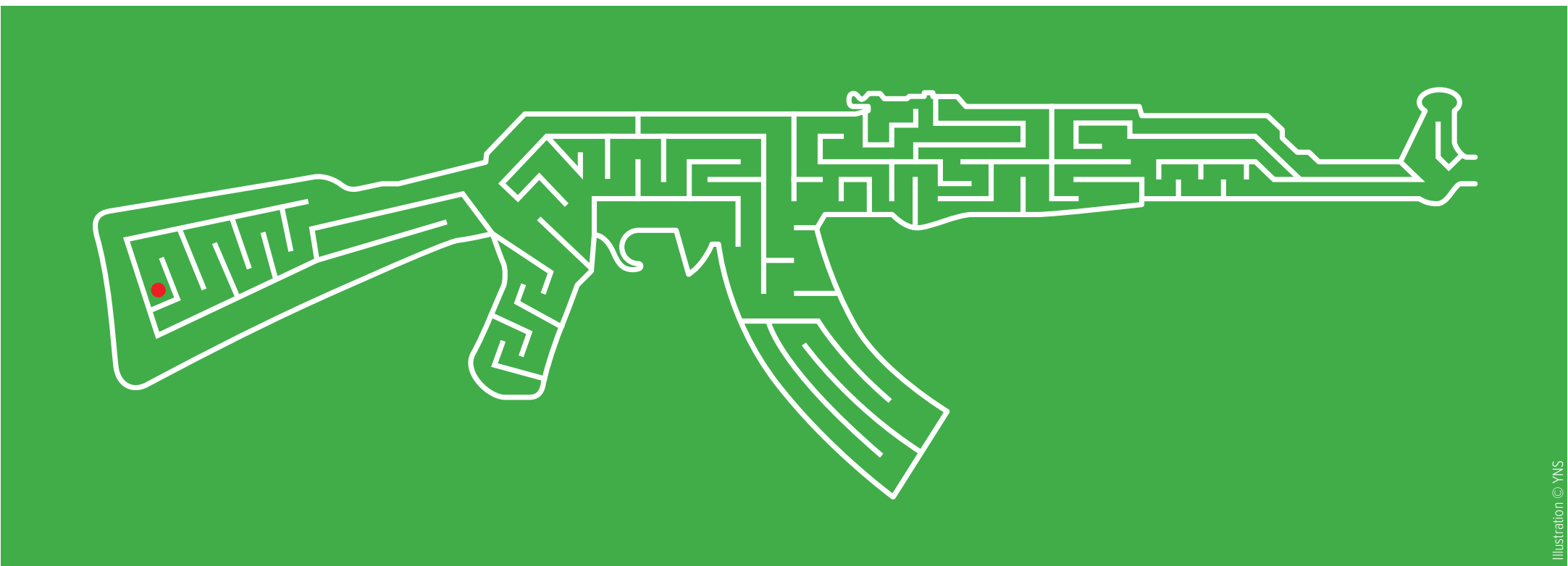
„Mit den Kurden verbinde ich die gewalttätige Partei PKK, gegen welche die Türkei massiv vorgeht. Ich denke, dass die Kurden ein Stamm in der Türkei sind, der vom Staat bekämpft wird, aber warum weiß ich auch nicht so richtig.“
Gisela N. (72), Weingarten

„Meine Mama hat viel mit Kurden zu tun, die sind anscheinend sehr nett und ich weiß, dass sie aufgrund ihrer Herkunft Akzeptanzprobleme haben. Und dieses Volk ist eine Minderheit. Ich denke, alle Kurden kommen aus der Türkei. Die Mehrheit der Türken in Deutschland wird fälschlicherweise für Kurden gehalten.“
Laura (17), Friedrichshafen

„Kurden sind eine Menschengruppe, die, so glaube ich zumindest, hauptsächlich im Nahen Osten leben. Ich weiß auch, dass es immer mal wieder größere Konflikte gab, bei denen Kurden beteiligt waren. Ich glaube in Syrien und der Türkei. Über die Hintergründe weiß ich aber nichts Genaues.“
Ines H. (29), Lindau

„Ich habe mal einen Film gesehen, in dem sich Kurden darüber aufgeregt haben, dass sie immer für Türken gehalten werden. Ich glaube, dass Kurden eine friedliche Bevölkerung eher am Rande der Gesellschaft sind, denen immer diverse Vergehen unterstellt werden.“
Noah (16), Lindau

Dschihadismus



Jugendliche im Visier des IS

Warum schließen sich junge Menschen in Deutschland den Dschihadisten an, und welche Hilfe gibt es für Aussteiger? Wir haben bei der Münchner Aussteigerhilfe Violence Prevention Network nachgefragt

Deliah (16), Hakki (18), Jasmin (17), Jonas (18)

Jeder kennt die Schreckensbilder von den Taten des sogenannten Islamischen Staates (IS). Die Terroristen des IS halten die Welt in Atem. Durch Predigten, Werbekampagnen und Massenpropaganda werden Jugendliche und junge Erwachsene manipuliert. Der IS wirbt mit Gefühlen wie Ehre, Stärke, Gemeinschaft und Ruhm, die viele ansprechen. Die Beweggründe, sich dem Dschihad anzuschließen, erklärte Korhan Erdön, der eine Beratungsstelle des Violence Prevention Network in München leitet, im Gespräch mit der Q-rage!

Anfällig für den IS seien inzwischen Mädchen und Jungen fast aller Altersstufen, sagt Erdön. Doch eines hätten alle gemeinsam: Sie seien „durch das soziale Netz gefallen“, der Halt in Freundeskreis und Familie ist nicht mehr gegeben. Wenn die Jugendlichen an diesem Punkt sind, also am verletzlichsten, werden sie vom IS angesprochen. Die Mitglieder

des IS kümmern sich um sie und geben ihnen Zuwendung. Dadurch fühlen sich die Jugendlichen geborgen und ernstgenommen. „Es sind vergleichbare Strukturen wie damals in der Hitlerjugend“, so Erdön. Der IS vermittelt ein starkes Gemeinschafts- und Zugehörigkeitsgefühl.

Erdön betont: Diese Gruppen entstehen nicht nur in Kriegsgebieten, sondern auch in Deutschland, direkt vor unserer Haustür: „Sie treffen sich in privaten Wohnungen, um sich auszutauschen.“ Beteiligt zu sein heißt nicht zwangsläufig, nach Syrien oder in andere Kriegsgebiete zu ziehen.

Die Radikalisierung ist grob in drei Schritte zu unterteilen: Zuerst werden die Betroffenen von ihren Freunden getrennt, um anschließend mit der Lösung von ihren Eltern das soziale Umfeld vollständig zu verlieren. Häufig folgt dann ein Leistungsabfall in der Schule, womit oft Frustration und sogar Depression einhergehen. Im „besten Fall“ – aus Sicht des IS – sind die Jugendlichen dann allein und isoliert. Diesen Zustand nut-

zen die Mitglieder des IS aus. Sie nehmen die Rolle eines Vormunds ein, mit dem Ziel, die Jugendlichen schließlich mit einem IS-Kämpfer zu „verkuppeln“.

Wenn man bei einem Angehörigen oder Bekannten solche Anzeichen einer Radikalisierung erkennt, kann man sich helfen und beraten lassen – über die Hotline des Bundesamts für Migration

„Es sind vergleichbare Strukturen wie in der Hitlerjugend“

und Flüchtlinge (BAMF). Am Telefon kann eine erste Analyse der Anzeichen erfolgen, dann wird man an eine Beratungsstelle in der Nähe weitergeleitet. Einerseits gibt es die Gelegenheit einer Angehörigenberatung, „dann werden ‚Dos und Don'ts‘ vermittelt im Umgang mit den Betroffenen.“ Andererseits gibt es auch die direkte, engmaschige Betreuung von Radikalierten, wobei sich

Erdön mindestens einmal wöchentlich mit ihnen trifft.

In diesen Gesprächen möchte der Berater den Jugendlichen die „richtige Version des Islam“ näherbringen, um die Argumente des IS auszuhebeln. Gleichzeitig ist er auch „Buddy für die Jugendlichen“, um über Probleme und auch Alltägliche zu sprechen. Bei dieser Arbeit gibt es vier Schwerpunkte: Erreichbarkeit der Person, ihre Ansprache, der Aufbau einer Arbeitsbeziehung und die konkrete Deradikalisierungsarbeit.

Für uns besonders interessant war die Beratung von Radikalierten auch in Kriegsgebieten, meistens über Skype oder Telefon. Im Fokus steht dann die Unterstützung in schwierigen Lebenssituationen, denn der Ausstieg und die Flucht von den IS-Standorten werden immer schwieriger. „Viele Grenzen sind streng bewacht, es ist fast unmöglich durchzukommen.“

Die Politik könne nur wenige Maßnahmen ergreifen, um den Zulauf zum IS zu

reduzieren, erklärt Erdön. „Weil die Radikalisierung hauptsächlich im Internet und im Freundeskreis stattfindet und nicht in Moscheen, wie man lange dachte.“ Zwar könnten Gruppen oder Profile im Netz gelöscht werden, doch das würde dem Zulauf keinen Abbruch tun, denn dann bildeten sich die organisierten Gruppen eben woanders. „Wichtig ist aber, dass die Islamfeindlichkeit in den Medien reduziert wird, denn das würde die Muslime auch weniger verdrossen machen.“

Erdön fordert die Politik dazu auf, mehr finanzielle Unterstützung zu leisten, damit mehr Sozialarbeiter eingesetzt werden können. Es müsse mehr Anlaufstellen für Jugendliche geben, damit eine Radikalisierung gestoppt werden kann oder gar nicht erst stattfindet.

Beratungshotline des BAMF
+49 911 943 43 43

Eure AnsprechpartnerInnen in den Bundesländern

Schule ohne Rassismus

Schule mit Courage

LANDESKOORDINATIONEN

Baden-Württemberg
Kolping Bildungswerk Württemberg e.V.
www.schule-ohne-rassismus-bw.de

Bayern
Bayerischer Jugendring
Bezirksjugendring Unterfranken
Jugendbildungsstätte Unterfranken
www.sor-smc-bayern.de

Berlin
Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage Bundeskoordination
www.schule-ohne-rassismus.org

Brandenburg
Demokratie & Integration Brandenburg e.V.
RAA Brandenburg
Niederlassung Potsdam
www.raa-brandenburg.de

Bremen
Landeszentrale für politische Bildung
Außenstelle Bremerhaven
www.lzpb-bremen.de

Saarland
Landeszentrale für politische Bildung
Saarland
www.lpm.uni-sb.de/lpb

Sachsen
Courage - Werkstatt für demokratische Bildungsarbeit e.V.
Netzwerk für Demokratie und Courage Sachsen, Netzstelle Dresden
www.netzwerk-courage.de

Sachsen-Anhalt
Landeszentrale für politische Bildung
Sachsen-Anhalt
Geschäftsstelle Netzwerk für Demokratie und Toleranz in Sachsen-Anhalt
www.hingucken.sachsen-anhalt.de/schule-ohne-rassismus-schule-mit-courage

Schleswig-Holstein
Aktion Kinder- und Jugendschutz
Fachstelle für Prävention
www.akjs-sh.de

Thüringen
Stiftung Europäische Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte Weimar
www.schule-ohne-rassismus-thueringen.de

Handbuch
Islam & Schule



Welches Wissen über die Themenfelder Islam und die Muslime, Muslimfeindlichkeit, Islamismus und Dschihadismus benötigen LehrerInnen und PädagogenInnen im schulischen Alltag?

Das „Handbuch Islam & Schule“ motiviert dazu, diese komplexen Themen aufzugreifen. Es bietet Hintergrundinformationen und Anregungen für die pädagogische Auseinandersetzung und folgt einem religionsübergreifenden, an den universellen Menschenrechten orientierten Ansatz.

nur
24,95 €

Wir in der Zukunft

Unsere Visionen

Wie werden wir im Jahr 2050 leben?
Die Q-rage!-Redaktion gibt Auskunft

Ich denke, dass das zentrale Problem, dem wir uns auch in der Zukunft entgegenstellen müssen, die immer größer werdende Kluft zwischen arm und reich ist. Um in Frieden miteinander leben zu können, müssen sich alle einig sein, dass sie genug haben von Ungerechtigkeit, Vorurteilen und Rassismus. Bis zu diesem Punkt ist es sicherlich noch ein langer Weg. Doch es wird sich lohnen, sich auf diesen Weg zu machen.

Miriam, 16

Nationalität, Religion und Sexualität spielen keine Rolle mehr. Mensch ist Mensch. Nachdem Deutschland sich zum friedlichsten, multikulturellsten und nachhaltigsten Land entwickelt hat, das seit 2044 auf 100 Prozent erneuerbare Energien setzt, versuchen auch die Nachbarländer diesen Weg zu gehen.

Deliah, 16

2050 wird jeder von uns eine Smartwatch tragen. Der Staat wird Zugriff auf die Daten haben. Die Smartwatch überwacht unseren Standort 24 Stunden am Tag. Es soll unserer Sicherheit dienen, wird es heißen.

Ole, 24

Oft scheint es, als sähe unsere Zukunft schlecht aus: Kriege, Terrorismus, Klimawandel, Umweltkatastrophen... Ich denke jedoch: Sprachen und Bildung werden einen höheren Stellenwert einnehmen und es werden mehr Freiräume für individuelle Interessen geschaffen.

Kathrin, 17

In einer Welt, in der Flucht, Kapitalismus und fatale Zielsetzungen wie die TTIP den Begriff der Globalisierung maßgeblich prägen, wird Deutschland sich für die Globalisierung der Menschenrechte und für mehr Bildung einsetzen. Deutschland wird bunter als zuvor und innovativer zugleich. Der Pluralismus wird zum Symbol unseres Landes und unser Land ein Idealbild für Inklusion. Denn: „Wir schaffen das!“

Betül, 18

Deutschland wird im Großen und Ganzen offener sein. Es wird kein Problem mehr sein, wenn eine Tochter einen Muslim als Freund hat. Natürlich wird es Probleme geben – große. Aber ich hoffe, dass Artikel 3 des Grundgesetzes so verstanden wird, wie er dasteht: Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.

Lucia, 17

Stell dir vor: es würde keine Religionen geben, weil du keine übernatürliche Kraft mehr brauchst, die dir eine Moral vorschreibt und dich anschließend bewacht, um zu sehen, ob du jene auch befolgst. Du brauchst auf keinen Messias mehr zu hoffen, da du wieder an dich selbst glauben kannst.

Charlotte, 17

Nationalstaaten sind von einem global organisierten Verbund aller Regionen der Welt abgelöst. Die großen Herausforderungen, um allen Menschen ein gutes Leben zu gewährleisten, werden weltweit gemeinschaftlich angegangen. Hierzu gibt es eine für alle frei zugängliche digitale Kommunikationsplattform. Glaube, Religionen und damit verbundene Konflikte gehören der Vergangenheit an; Ideologien der Ungleichwertigkeit sind überwunden.

Jonas, 20



Deutschland 2050: „Woher kommst Du denn?“ Illustration © Torsten Odenthal / Odenthal-Illustration GbR

Ich würde gerne in der Sozialpädagogik tätig werden. Das hängt natürlich vom Schulabschluss ab, den ich erreichen werde. Vielleicht gehe ich auch, wie meine Mutter, nach Afrika. Dieser Kontinent ist die Heimat meiner Eltern. Ich bin Berliner. Die Zeit wird es bringen.

Jonathan, 15

Blick aufs Handy – Spaziergang empfohlen. Medizin wurde zur Magie, neue Heilmethoden erfunden. Altes Wissen überholt. Der Mensch wird älter. Krankheiten ausgerottet. Möglichkeiten unbegrenzt. Hilfsbereitschaft steigt. Menschen leiden. Menschen sehen, Menschen helfen.

Fabio, 16

Es wird neue Techniken geben, die Wissenschaft wird sich entwickeln, aber auch 2050 wird Rassismus noch eine große Rolle spielen. Mein Traum ist, dass die Menschen anderer Herkunft gut in Deutschland integriert sind und wir alle in Frieden leben können.

Julia, 18

Ich wünsche mir für Deutschland Menschen, die sich erheben, wenn Menschen ungerecht behandelt werden. Es wird keine Flüchtlinge und keine Angst vor Anschlägen geben, da keine Terrororganisationen mehr existieren. Es wird eine links gemäßigte Regierung und eine zivilisiertere Gesellschaft geben.

Hakki, 18

Der Materialismus als Hauptmotivation nimmt ab. Das Kollektiv zählt, um dem Individuum das Leben nachhaltig und friedlich zu gestalten. Die Freiheit und alles, was wir unter ihr verstehen, wird vom Menschen aus, nicht von verbindlichen Normen, im Alltag das höchste Gut sein.

Jonas, 18

Ich möchte 2050 in einem Land leben, in dem es völlig normal ist, wenn sich zwei Frauen oder zwei Männer küssen, wenn gleichgeschlechtliche Paare einen Kinderwunsch haben und die Religion unserer Nachbarn keine Rolle mehr spielt. Wir alle haben die Möglichkeit, Deutschland ein wenig besser zu machen.

Sarah, 19

Das Unnormale von heute wird zur Normalität im Jahr 2050. Wir überlassen nichts dem Zufall, aus Angst die Kontrolle zu verlieren. Aber wegen dieser Angst geben wir die Kontrolle vollkommen ab. Ab an Siri. Ab an unsere eigenen persönlich unpersönlichen digitalen Sekretäre.

Jasmin, 17

Ich wünsche mir, dass viele der Geflüchteten wieder sicher in ihre Heimat können und dass diejenigen, die hier bleiben, eine gute Zukunft haben. Ich wünsche mir ein friedliches Miteinander. Aber meine Befürchtung ist eine andere als meine Wünsche. Ich habe Angst, dass Krieg ausbricht.

Svenja, 18

Ich wünsche mir, dass meine Kinder 2050 noch genauso leben können, wie ich das heute tue, ohne vom Klimawandel oder von kulturellen Problemen belastet zu werden. Mein Wunsch wäre, dass sich der Rassismus 2050 erledigt hat.

Julia, 15

Impressum

Herausgeberin
Bundeskoordination *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* (Trägerverein: Aktion Courage e.V.)

Postanschrift Ahornstr. 5, 10787 Berlin
Telefon 030 / 21 45 86 0
Fax 030 / 21 45 86 20
E-Mail schule@aktioncourage.org
Internet www.schule-ohne-rassismus.org

Redaktion der Jugendlichen
Hakki Bayrak, 18; Jonathan Beteseba, 15; Deliah El-Chehade, 16; Fabio Grieco, 16; Miriam Günther, 16; Charlotte Heit, 17; Ole Klemm, 24; Julia Knöfel, 15; Julia Kutz, 18; Betül Mis, 18; Svenja Neumann, 18; Kathrin Niehaus, 17; Jonas Niehus, 18; Jonas Painters, 20; Jasmin Prinz, 17; Sarah Rueth, 19; Lucia Johanna Stocklassa, 18

Mentorinnen und Mentoren
Zonya Dengi, Jeannette Goddar, Canset içpınar, Sanem Kleff, Eberhard Seidel, Lukas Wallraff

V.i.S.d.P. Eberhard Seidel

Design Alasdair MacKenzie
Titelbild Peter O. Zierlein
Korrektur Martin Schneider

Erscheinungstag
15. April 2016

Druck
Schenkelberg Druck- & Medienhaus, Meckenheim

Auflage
500.000

Diese Ausgabe wurde finanziert von:



Wichtige Bereiche der Geschäftsstelle der Bundeskoordination werden finanziert von:



Im Rahmen des Bundesprogramms Demokratie leben!